**Zeitschrift:** Das Werk : Architektur und Kunst = L'oeuvre : architecture et art
**Band:** 48 (1961)
**Heft:** 10: Verkehr und Städtebau

**Rubrik:** Tribüne

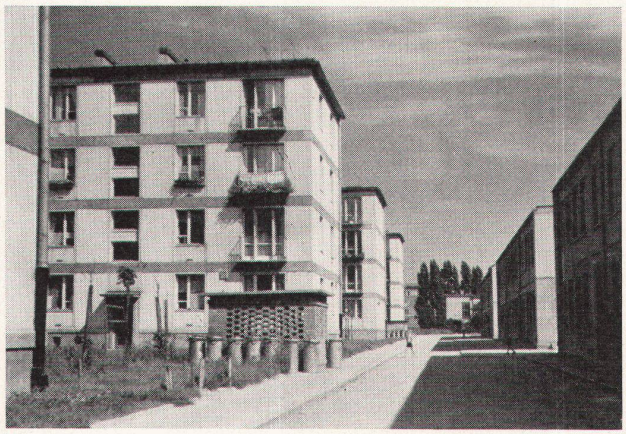
**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 14.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**



11

**11**
Wierzbno-Siedlung in Großplatten-Bauweise.
Architekt: Z. Fafius

Bild des Zentrums von Warschau entscheidend beeinflussen. Warschau hat heute die Vorkriegseinwohnerzahl erreicht. Für die Jahre 1980–1990 rechnet man bereits mit einer Zahl von 2000000 Einwohnern.

Auch heute noch bestehen im Bauwesen sehr viele technische und ökonomische Schwierigkeiten. Bereits zeichnen sich jedoch in neueren Projekten zahlreicher Architekten (in Warschau gibt es deren 1500) interessante Perspektiven für die weitere Entwicklung der Stadt ab.

Die internationalen Wettbewerbserfolge (Léopoldville, Montevideo, Elviria, Tunis usw.) der polnischen Architekten beweisen die Richtigkeit gefundener Lösungen und bilden gleichzeitig einen Ansporn für weitere Anstrengungen. Man kann bestimmt annehmen, daß diese Architekten auch imstande sind, die Hauptstadt ihres Landes neuzeitlich zu gestalten. Tadeusz Barucki, Warschau

# Tribüne

## Große Erwartungen

*Zum Wettbewerb für das Zürcher Stadttheater*

Man nimmt es oft als selbstverständlich an, daß große und wichtige Bauaufgaben an sich einen Wendepunkt oder doch einen Markstein in die Architekturentwicklung bringen müßten. Man erwartet zum Beispiel, daß ein neues Theater sowohl dem Theaterwesen einen neuen Impuls verleihen werde, als auch für die Architektur eine Wende bilden müsse. Man denkt dabei zu wenig, daß die maßgebenden Wendungen im Schauspiel wie in der Architektur meist bei unscheinbaren Gelegenheiten geschehen sind.

So erwartete und verlangte man auch von dem Wettbewerb für das Zürcher Stadttheater Wunder und Zeichen, die es unter den heutigen Umständen und in dieser Zeit vermutlich gar nicht geben konnte, es sei denn durch einen Zufall. So erwartete man zum Beispiel eine städtebauliche Konzeption für den ganzen Bellevueplatz und seine Verkehrsprobleme; man erwartete auch eine neue Lösung in der Konzeption des Theaters und seiner Aufführungsmöglichkeiten; man erwartete aber vor allem eine repräsentative Lösung für ein wichtiges Gebäude an wichtiger Stelle, einen neu geprägten Ausdruck der heutigen Gesellschaft und vielleicht eine Architektursensation im Zeitalter der Sensationen.

Alle diese großen Erwartungen setzte man auf den Wettbewerb für das neue Stadttheater, und man betrat den Ausstellungssaal bewußt oder unbewußt in der Meinung, sie erfüllt zu finden. Wenn man dabei etwas enttäuscht wurde, so liegt die Schuld nicht bei den teilnehmenden Architekten, auch nicht beim Preisgericht und beim Programm. Der Grund liegt darin, daß die großen Erwartungen eine Überforderung an unsere Zeit darstellen. Zu unserem Trost können wir in der näheren und weiteren Umgebung die gleiche Situation erkennen. Genf hat sich aus der Ratlosigkeit heraus entschlossen, das abgebrannte Theater in gleicher Form wieder aufzubauen; in Basel ist man trotz drei umfangreichen Theaterwettbewerben immer noch nicht zu einem befriedigenden Resultat gelangt; in Deutschland sind wohl viele und teure Theater gebaut worden, kaum eines jedoch, das in allen Teilen befriedigen könnte; aus Österreich kommen kaum bessere Anregungen, und in New York hat man sich in einen Neuestklassizismus geflüchtet, der einem Duce Freude machen könnte.

Wenn man sich diese Situation vergegenwärtigt, so konnte man kaum hoffen, daß der Zürcher Wettbewerb im ersten Anlauf die großen Erwartungen erfüllen könnte. Es ist denn auch bezeichnend, daß nicht nur das Bild sämtlicher eingereichter Projekte, sondern vor allem auch dasjenige der acht prämiierten und sechs angekauften Arbeiten ein derart heterogenes und verwirrendes Gesicht zeigt, wie man das bei einem heutigen Wettbewerb kaum gewohnt ist. Offensichtlich hat die Jury aus dem Bewußtsein heraus, daß kein Projekt sämtliche Erwartungen erfüllen kann, versucht, diejenigen Vorschläge herauszuschälen, die in der einen oder andern Richtung Wesentliches zum Problem beigetragen haben. Es ist nicht die Absicht, die ausgezeichneten Projekte hier nochmals zu werten, da dies durch das Preisgericht bereits in sehr ausführlicher Art geschehen ist. Hingegen soll der Versuch gemacht werden, aus dem heterogenen Bild des Wettbewerbes auf unsere Situation zurückzuschließen.

Um die oben angeführte Reihenfolge der Erwartungen und Gesichtspunkte wieder aufzunehmen, ist als erstes die Frage der Platzgestaltung und der städtebaulichen Gestaltung von Interesse. Die verkehrstechnischen Grundlagen für diese Aufgabe waren bei der Ausschreibung noch sehr unbestimmt und haben sich im Laufe der Wettbewerbsfrist mehrmals geändert. So war zum Beispiel der Limmatquai im Programm als wichtige Verbindungsstraße bezeichnet, während heute die maßgebenden Instanzen glücklicherweise diesen Straßenzug verkehrsarm halten wollen. Andererseits war im Programm nicht weiter formuliert, zu welchem Verwendungszweck, neben seiner Bedeutung am Sechseläutenfest, der Platz gestaltet werden sollte. Es stand den Architekten also weitgehend frei, dem Platz über die reine Bewältigung des Verkehrs hinaus neue Aufgaben zuzudenken. Heute ist der Platz, praktisch gesehen, eine Verkehrsanlage, wobei die grüne Insel als seltsames Reservat inmitten des Autokarussells liegt. Das Theater tritt auf dem Platz nicht eigentlich in Erscheinung. Optisch allerdings und auch erlebnismäßig bildet der Bellevueplatz die stärkste Verbindung der Stadt mit dem See, stärker als zum Beispiel der Bürkliplatz. Es wäre also durchaus angebracht, den Platz in irgendeiner Form architektonisch zu gestalten und als solche Kontaktstelle Stadt/See zu formulieren (man denke wieder einmal an den Markusplatz!). Seltsamerweise sind die Ergebnisse des Wettbewerbes in dieser Hinsicht außerordentlich mager. Man beschränkte sich meistens darauf, den Verkehr so weit unter den Boden zu bringen, daß die Platzfläche als Fußgängerzone direkt mit dem Ufer in Verbindung gesetzt wird. Ein Projekt versucht es mit einer höher gelegenen zweiten Ebene; eines stellt ein Hochhaus mitten auf die Fläche; eines verkleinert die Platzfläche durch zusätzliche Häuserreihen und gliedert ihn noch durch etwas seltsame Obelisken. Eines der prämiierten Projekte geht in der Negierung des Platzes so weit, daß es kurzerhand einen ausgewachsenen Wald darauf vorsieht. Und für die Gestaltung des Bellevuehauses wurden meist nur nebensächliche Kuben vorgeschlagen. Die Aufgabe, einen Platz in seiner Ebene und in seinem Raume zu gestalten, zu fassen, zu öffnen oder schließen, eine Aufgabe, die in vergangenen Zeiten zu den Höhepunkten der

Stadtbaukunst gehörte, scheint unsere Generation nicht mehr anzusprechen. Vielleicht können wir noch ganz neue Plätze schaffen im Sinne von Brasilia; aber die Idee eines bestehenden Platzes und seiner vorhandenen Bauten weiterzuentwickeln, aus Altem und Neuem zusammen ein geschlossenes Ganzes zu gestalten – ein Vorgehen, aus dem viele bekannte Plätze hervorgegangen sind –, diese Fähigkeit oder das Interesse dafür scheint uns abzugehen. Es fragt sich, ob es in diesem Falle sinnvoll ist, den Verkehr unter den Boden zu legen, wenn wir den gewonnenen Platz nicht zu nützen verstehen.

Auch für die zweite Erwartung einer neuen Konzeption des Theaters waren die Voraussetzungen äußerst unsicher. Sollte man mit den Pionieren der dreißiger Jahre das Raumtheater und das verwandelbare Theater postulieren, ein «modernes» Theater also, oder sollte man sich nach unsern modernen Dramatikern richten, nach einem Brecht und einem Frisch und einem Dürrenmatt, die das alte Spieltheater mit Vorhang, Rampe und Guckkastenrahmen für ihre Stücke vorziehen? Oder sollte man eine in jeder Hinsicht verwandelbare Bühnenform erfinden, die von der Arenabühne bis zum Guckkasten alle Möglichkeiten erlaubt, wobei allerdings die Architektur Gefahr läuft, zur Maschine zu werden? Die Architekten haben sich den Maximen der letzten Jahre entsprechend meist für ein Parkett-Theater entschieden mit einer verwandelbaren Zwischenzone. Durch Zurückschieben der seitlichen Portale wurde dabei die Möglichkeit des Raumtheaters angedeutet; allerdings entsteht dabei meist eine etwas seltsame und zufällige Bühnenumgrenzung. Als einziges geht das zweitprämiierte Projekt so weit, die Möglichkeit einer Arenabühne zu schaffen. Anklingend an Aaltos Essener Theater, sind auch wieder einige Logentheater aufgetreten. Für die Anordnung des Orchesters wurde keine neue Lösung vorgeschlagen, obschon das Programm eine solche eigentlich stipulierte; es bleibt offenbar beim Graben.

Das schwierigste Kapitel und zugleich dasjenige, das am meisten über unsere Zeit aussagt, zeigt sich bei der dritten Erwartung, bei der architektonischen Formulierung, bei der repräsentativen Lösung. Wie sieht heute der Architekt ein Theater in seiner inneren und äußeren Erscheinung, welche architektonische Sprache findet er für diese Aufgabe als angebracht, wie weit kann überhaupt die heutige Bedeutung und das Wesen des Theaters in seiner äußeren Erscheinung zum Ausdruck gebracht werden? Der Vorschläge waren so viele wie Projekte; eine Einigkeit bei einzelnen oder auch nur eine Richtung oder Linie konnte kaum festgestellt werden. Vom sachlichen Zweckbau mit Mies-van-der-Rohe-Fassaden bis zum barocken Expressionismus, vom biederen Zürcher Nachkriegsstil bis zu modischen Parabelformen wurde alles angeboten. Klassischer symmetrischer Aufbau und freie Form, Anpassung an die umgebenden Bauten und betonte Ablösung davon – eine reiche Fülle von Möglichkeiten. Die architektonisch-plastische Schwierigkeit bei einem Theater liegt wohl in erster Linie darin, daß es entsprechend seinem innern Aufbau nicht aufgelöst werden kann in einzelne Kuben wie zum Beispiel ein Schulhaus oder zusammengefaßt zu einem kristallinen Körper wie ein Geschäftshaus. Ein Theaterbau bildet, kurz gesagt, eine große Masse mit einem Bühnenturm, wobei das Verhältnis von Masse zu Turm nicht sehr günstig liegt. Das alte Problem der Theaterarchitekten liegt deshalb immer darin: Wie soll dieser Turm in das übrige eingebaut werden? Entweder macht man das ganze Gebäude so hoch, daß der Turm in der Dachform verschwindet, oder man sucht eine originelle Form für den Turm, in Zürich zum Beispiel Le Corbusiers Trommel vom Gouverneurspalast, ein lustig-leichtes schwebendes Handtuch, und was der formalen Möglichkeiten mehr sind. Diese Spielereien werden dann zum bestimmenden äußeren Formausdruck.

All dies kann jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, daß das wesentliche Anliegen, nämlich die Schaffung eines im Innern und Äußern festlichen Baues, die Gestaltung der ganzen Theateratmosphäre, unserer heutigen Zeit wenig liegt. Gerade das vielgeschmähte 19. Jahrhundert besaß für diese Bauaufgabe zwischen Schein und Sein, zwischen Spiel und Wirklichkeit die besseren Mittel und die größere Sicherheit. Es ist bezeichnend, daß heute plötzlich, während und nach dem Wettbewerb, so oft wie nie zuvor das alte Stadttheatergebäude beachtet und betrachtet wurde. Preisrichter und Behörden, Zeitungen und Leserstimmen entdeckten in dem alten, dem Abbruch geweihten Bau stimmungsmäßige und sogar architektonische Werte.

Mit den hier angeführten kritischen Bemerkungen sollen die architektonischen Leistungen dieses Wettbewerbes keineswegs in Bausch und Bogen verworfen werden. Einzelne der prämiierten und auch der nichtprämiierten Projekte besitzen beachtliche Qualitäten und können ohne weiteres neben ausländischen Projekten bestehen. Auch sie können jedoch den Graben nicht überspringen, den unsere Zeit vor dem großen repräsentativen Theater, vor dem Theater als einem geistigen und gesellschaftlichen Mittelpunkt, aufgerissen hat. In den letzten Jahren haben wenige Zürcher dem Stadttheater diese Bedeutung zugebilligt – wie hätten sie nun plötzlich die architektonische Fomulierung für eine solche Aufgabe finden können?

Der Wettbewerb für das Stadttheater erinnert in manchen Teilen an den in ähnlicher Weise kritischen Wettbewerb für das Zürcher Kunsthaus im Jahre 1944. Damals wurde die Aufgabe für ein Gebäude der Kunst gestellt in einer Zeit, die durch politische Umstände in ihrem künstlerischen Urteil unsicher geworden war, in einer Zeit vor allem, die durch politische Probleme derart belastet war, daß die Auseinandersetzung mit der Kunst notwendigerweise nebensächlich wurde. Auch jener Wettbewerb hat in seinen Projekten ein heterogenes Bild gezeigt, das die ganze Verwirrung der Zeit und ihre Unsicherheit in der Beziehung zur Kunst widerspiegelte. Das Resultat dieses Wettbewerbes wurde fünfzehn Jahre später verwirklicht. Man darf ohne Anmaßung behaupten, daß heute, bei unserem jetzigen Verhältnis zur Gegenwartskunst und zu den Problemen der künstlerischen Aussage, eine bestimmtere und befriedigendere Lösung in einem Kunsthauswettbewerb resultieren würde. Aus diesem Grunde dürfen auch die oben angeführten Bemerkungen nicht als Kulturpessimismus verstanden werden. Man kann heute mit begründeter Hoffnung vom Schauspiel wie auch von der Oper neue Leistungen und Schöpfungen erwarten, und sicher wird auch eine Zeit kommen, die dem Problem und der gesellschaftlichen Aufgabe des Theaters wieder sicherer und klarer gegenübersteht und damit auch eher zu einer architektonischen Lösung befähigt ist.

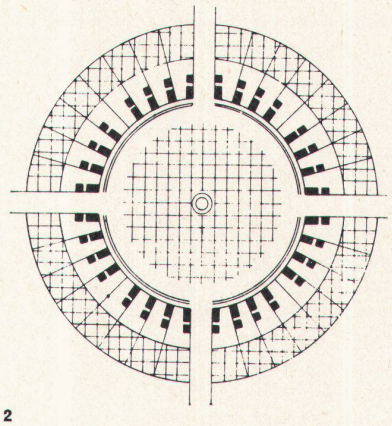
Benedikt Huber

Ausführliche Publikation der prämiierten Projekte siehe Schweizerische Bauzeitung, Nr. 38/39 1961

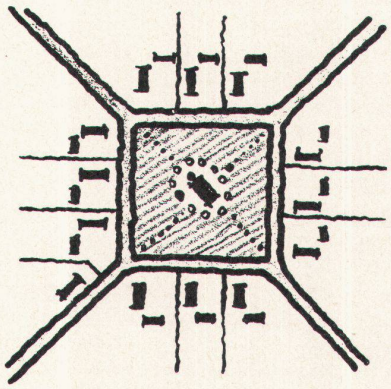
## Kritisches zu Nagele, dem neuen Dorf

Das jungfräuliche, brettebene Land des Nordostpolders bietet überall die gleichen Voraussetzungen und Möglichkeiten und ist das ideale Feld für eine geometrische Architektur, die aus dem rechten Winkel lebt. Der Lageplan von Nagele entspringt der Idee, aus der weiten, ebenen Kultursteppe des Polders als Wohnbezirk des Menschen einen umhegten Bereich herauszuschneiden, in dem er geschützt leben kann. Die Form des grünen Schutzwalles von Nagele entspricht den rechtwinkligen Flurteilungen des Polders. Leider wurde bei

1



2



3

1
Einfamilienhaus-Zeile in Nagele

2
Plan von 1771 für Charlottenburg im Banater Erzgebirge

3
Plan des Dorfzentrums von Luisendorf (18. Jahrhundert)

der Beschäftigung mit der Geometrie der Planung das ursprünglich menschliche Leitmotiv zum bloß formalen Strukturmotiv. Es entstand ein ansprechendes graphisches Bild als Lageplan, dessen besonderer Reiz in der Spannung zwischen den streng geometrisch geordneten Wohngruppen an der Peripherie und dem riesigen, 11,5 ha großen Freiraum im Zentrum der Siedlung besteht, auf dem die Gemeinschaftsbauten wie Freiplastiken locker verstreut sind.

Dieser Lageplan ist eine formale Spielerei, an der ein Architektenauge Gefallen findet, weil sie so sauber, so klar und in gewisser Hinsicht auch vielleicht kreativ ist. Man möchte ihr nur mehr menschlichen Hintergrund und menschlichen Maßstab wünschen.

Die Wirklichkeit von Nagele ist enttäuschend. Der große zentrale Freiraum, der dem Menschen «allseitige Bewegungsfreiheit» geben soll, ist eine wüste, weite Fläche, auf der die Platzangst umgeht. Auf diesem «Dorfplatz» geschieht nichts. Nur langes Gras wächst dort, über das der stetige Wind hinwegfegt, der jedem menschlichen und tierischen Wesen den Aufenthalt auf dieser Fläche verleidet. Man sieht auf ihr weder spielende Kinder noch Liebespaare, für die der umgebende Buschwaldstreifen ohnehin einen besseren Tummelplatz darstellt. Der geplante Wasserlauf tritt nicht in Erscheinung, weil er viel zu tief liegt. Die Gemeinschaftsbauten, die zum Teil von hervorragender Qualität sind, wirken auf diesem Exerzierplatz von 250 × 450 m ähnlich maßstabslos wie gotische Kirchen, die man im 19. Jahrhundert auf große freie Plätze stellte. Der Freiraum, der sich im Zentrum dieses Zentrums zwischen den Bauten bildet, würde ausreichen, um einen voll arrondierten Gärtnereibetrieb von 3 ha dort anzusiedeln. Dieser «Dorfplatz» ist ein großes Loch, durch das der Wind in die Siedlung hineinfegt und sie auseinanderreißt. Von einem Gegensatz zur umgebenden Landschaft kann nicht die Rede sein. Im Gegenteil: mit Hilfe dieser Freifläche ist es gelungen, die Steppe mitten in die Siedlung hineinzuholen.

Vielleicht wird man dem Kritiker entgegenhalten, Nagele und sein Dorfplatz seien noch unfertig, noch im Entwicklungsstadium. Alles würde sich grundlegend ändern, wenn nach dem Willen der Planer ein paar vereinzelte Bäume und Büsche auf diesem Platz stehen werden und gepflegte Wege hindurchziehen. Welche Illusionen! Nie scheinen die Planer sich Gedanken darüber gemacht zu haben, wer diese Grünflächen und Wege pflegen soll. Und selbst wenn dies der Fall wäre, würde der Wind die vereinzelten Bäume und Büsche peitschen, weil der Windschutz des umgebenden Waldgürtels sich hier nicht mehr auswirkt.

Die öffentliche Fläche wird noch vergrößert durch die sogenannten grünen Wohnzimmer der einzelnen Wohngruppen. Sie bilden zusammen eine Fläche von rund 5,5 ha. Rings um diese Nebenplätze gruppieren sich streng im rechten Winkel die Zeilen der Reihenhäuser. Die Trennung der einzelnen Wohngruppen untereinander durch breite Grünstreifen entstammt wohl mehr einer graphischen Idee als der Notwendigkeit, in einzelne übersichtliche Bereiche aufzugliedern oder zusätzlichen Windschutz zu geben. Eine derartige Gliederung entspräche vielleicht einer Stadt von mindestens 20000 Einwohnern, nicht aber einer Siedlung, in der 1000 Menschen wohnen. Die Wohngruppen sind viel zu klein, um wirklich abtrennbares Eigenleben zu besitzen. Die sogenannten grünen Wohnzimmer stellen keine echten Nebenzentren dar, die mit entsprechendem Leben erfüllt werden könnten. Wie verloren sind zehn spielende Kinder auf einer dieser Flächen! Wenig mehr als eines dieser sogenannten grünen Wohnzimmer hätte genügt, um daraus einen ganzen zentralen Dorfplatz zu machen.

Diese Weiträumigkeit der Siedlung, die von recht zweifelhaftem Wert ist, wird erkauft durch kilometerlange Einkaufswege, die die Frauen von Nagele zurücklegen müssen, um sich eine Flasche Milch oder ein Brot in einem der Geschäfte des Ladenzentrums zu holen. Diese Ladenstraße ist einer der erfreulichen Aspekte dieses Versuches, ein modernes Dorf zu machen. Man sieht in Nagele durchaus eine ganze Anzahl von gut gestalteten Einzellösungen; trotzdem wird man auch hier manchmal das Gefühl von bloßer Reißbrettarchitektur nicht ganz los. Manche Hauszeilen wirken erschreckend abstoßend, obwohl ihre geometrischen Ansichten auf dem Reißbrett sicher ganz elegant ausgesehen haben.

Es ist sehr zu bedauern, daß bei der Planung von Nagele der menschliche Maßstab, der nur aus der intensiven Beschäftigung mit dem Menschen und seinen Bedürfnissen entstehen kann, zugunsten einer zwar graphisch reizvollen, aber im Grunde rein formalistischen Planungsidee vernachlässigt wurde. Daneben sind auch die Planer von Nagele der Versuchung des weiten Raumes erlegen, der die Ingenieur-Planer von ländlichen Siedlungen zu allen Zeiten ausgesetzt waren. Man kann sagen, die Hälfte hätte genügt, und es wäre besser geworden.

Parallelen zu den Ingenieurdörfern der absolutistischen Siedlungen des 17. und 18. Jahrhunderts drängen sich auf. Damals wurden in ähnlicher Weise Siedlungen geplant, die den Prinzipien einer rein formalistisch orientierten Architektur unterworfen wurden. Die Planer von Nagele haben sicher das Beste gewollt. Aber äußert sich nicht in formalistischen Planungen, mögen sie Nagele oder Charlottenburg (Banater Erzgebirge, Rumänien) heißen, die auf Kosten der Menschen eine abstrakte Idee verfolgen, ein

ähnlicher Geist von Menschenverachtung wie der Geist, aus dem heraus sozialistisch-realistische Kindergärten im Stil von römischen Tempeln entstanden, wenn auch aus anderen Motiven?
Nagele begann als städtebauliche Studie. Es ist heute, nachdem es zum Großteil gebaut ist, nicht mehr als ein Versuch, der die Frage nach einer zeitgemäßen Wohnsiedlung auf dem Lande ebensowenig beantwortet wie die anderen traditionellen Dörfer des Nordostpolders. Diese Antwort muß heute verständlicherweise anders ausfallen als zu einer Zeit, in der das Dorf noch Wohn- und Arbeitsstätte zugleich war und seine Bewohner eine feste, nahezu autarke Gemeinschaft bildeten.
Unterstellt man, daß Dörfer im Sinne der Dörfer des Nordostpolders überhaupt noch sinnvoll sind in unserer Zeit – und gerade die Entwicklung im Nordostpolder liefert den Beweis, daß dies zumindest recht zweifelhaft ist –, so ist es nicht abwegig, ein solches Dorf als Wohninstrument für eine Gemeinschaft zu definieren. Nagele aber ist alles andere als ein gutes Wohninstrument für eine Gemeinschaft. Nagele ist eine Fehlplanung, wenn man Bauen vom Menschen her und nicht als formalistische Kunstübung begreift. Mit Nagele wurde der modernen Architektur kein guter Dienst erwiesen. Vielleicht wird sein Dorfplatz einmal genau so beackert werden wie der zentrale Platz von Luisendorf aus dem 18. Jahrhundert, in dessen Mitte einsam die Kirche steht.

Hubert Reichl, Hannover

# Wettbewerbe

## Entschieden

### Primarschulhaus Mettlen in Opfikon

Das Preisgericht traf folgenden Entscheid: 1. Preis (Fr. 6000): Hermann Winkler, Architekt, Feldmeilen; 2. Preis (Fr. 4500): Lorenz Moser, Arch. SIA, Zürich; 3. Preis (Fr. 4000): Josef Stutz, Architekt, Schlieren; 4. Preis (Fr. 3000): Hertig, Hertig & Schoch, Architekten, Zürich; 5. Preis (Fr. 2500): Prof. Ulrich J. Baumgartner, Arch. SIA, Winterthur; ferner ein Ankauf zu Fr. 2000: Peter Lüthi, Architekt, Effretikon; zwei Ankäufe zu Fr. 1500: Bruno Ringger, Bautechniker, Glattbrugg; Limburg & Schindler, Architekten, Zürich. Das Preisgericht empfiehlt, den Verfasser des erstprämiierten Projektes mit der Weiterbearbeitung der Bauaufgabe zu betrauen. Preisgericht: Dr. Th. Ulrich (Vorsitzender); Oskar Bitterli, Arch. BSA/SIA, Zürich; O. Ehrat, Polizeivorstand, Glattbrugg; Ernst Gisel, Arch. BSA/SIA, Zürich; H. Guggenbühl, kantonaler Turnexperte, Stadel; Benedikt Huber, Arch. BSA/SIA, Zürich; Stadtbaumeister Adolf Wasserfallen, Arch. BSA/SIA, Zürich; Robert Weilenmann, Arch. BSA/SIA, Zürich; Jakob Zweifel, Arch. BSA/SIA, Zürich.

---

## Neu

### Malerische Gestaltung des Instituts für exakte Wissenschaften der Universität Bern

Allgemeiner Wettbewerb, eröffnet von der kantonalen Kunstkommission in Verbindung mit dem kantonalen Hochbauamt, für die malerische Gestaltung der Ost-Stirnwand des großen Aufenthaltsraumes im Parterre Südseite. Teilnahmeberechtigt sind alle im Kanton Bern wohnhaften und heimatberechtigten Maler und Malerinnen. Dem Preisgericht stehen für die Prämiierung der Entwürfe Fr. 10000 zur Verfügung. Preisgericht: Prof. Dr. Max Huggler, Konservator des Kunstmuseums Bern; Fernand Giauque, Maler, Muntelier; Peter Stein; Walter Linck, Bildhauer, Reichenbach-Zollikofen; Kantonsbaumeister Heinrich Türler, Arch. SIA; Prof. André Mercier und einer der ausführenden Architekten (Hans und Gret Reinhard BSA/SIA, Bern). Das Programm kann beim Kunstmuseum Bern, Hodlerstraße 12, bezogen werden. Einlieferungstermin: *5. Januar 1962.*

### Katholische St. Michaels-Kirche mit Pfarrhaus und Pfarreiräumen auf der Rodtegg in Luzern

Eröffnet von der katholischen Kirchgemeinde Luzern unter den im RIAT eingetragenen Architekten katholischer Konfession, die seit dem 1. Januar 1960 in der Innerschweiz (Kantone Luzern, Uri, Schwyz, Ob- und Nidwalden, Zug) niedergelassen sind. Dem Preisgericht stehen für fünf Preise Fr. 15000 und für eventuelle Ankäufe Fr. 2000 zur Verfügung. Preisgericht: Dekan Dr. Joseph Bühlmann, Präsident der Katholischen Kirchgemeinde (Vorsitzender); Ernest Brantschen, Arch. BSA/SIA, St. Gallen; Werner Jaray, Arch. BSA/SIA, Zürich; Runar Kaufmann, Ingenieur, Präsident der Baukommission; Werner Merkle, Architekt, Stuttgart; Ersatzmann: Karl Wicker, Arch. SIA, Birsfelden. Die Unterlagen können gegen Hinterlegung von von Fr. 50 bei der Verwaltung der Katholischen Kirchgemeinde Luzern bezogen werden. Einlieferungstermin: *31. Januar 1962.*

### Primarschulhaus in der Pünt in Oberrieden

Eröffnet von der Schulpflege der Gemeinde Oberrieden unter den seit mindestens 1. Januar 1961 im Bezirk Horgen ansässigen oder in der Gemeinde Oberrieden heimatberechtigten Architekten. Dem Preisgericht stehen für fünf bis sechs Preise Fr. 18000 und für Ankäufe Fr. 2000 zur Verfügung. Preisgericht: Prof. H. Heusser (Vorsitzender); Th. Ernst; Robert Landolt, Arch. BSA/SIA, Küsnacht; Walter Niehus, Arch. BSA/SIA, Küsnacht; Prof. Alfred Roth, Arch. BSA/SIA, Zürich; Ersatzmänner: Eduard Del Fabro, Arch. BSA, Zürich; Dr. iur. F. Lindenmann. Die Unterlagen können gegen Hinterlegung von Fr. 30 beim Bauamt der Gemeinde Oberrieden bezogen werden. Einlieferungstermin: *31. Januar 1962.*

### Ecole des Daillettes-Cormanon, Villars-sur-Glâne

Concours de projets ouvert par la Commune de Villars-sur-Glâne. Peuvent prendre part à ce concours: a) les architectes fribourgeois, quel que soit leur lieu de domicile; b) les architectes suisses qui sont domiciliés dans le canton de Fribourg depuis une année au moins. Il est mis à la disposition du jury une somme de 11500 fr. pour attribuer quatre prix et une somme de 2000 fr. pour des achats éventuels. Le jury se compose de: MM. le Prof. William Dunkel, architecte FAS/SIA, Zurich (président); Roger Aeby, architecte SIA, Fribourg; Marcel Colliard, architecte SIA, Fribourg; le Révérend Curé Koerber, président de la Commission scolaire; François Macheret, syndic. Suppléants: MM. Paul Bourqui, ingénieur; Joseph-Daniel Piller, avocat, Cormanon; Charles Vesin, adjoint à l'architecte cantonal, Fribourg. Les documents seront remis aux concurrents au Secrétariat communal de Villars-sur-Glâne, contre dépôt de la somme de 50 fr. Délai de livraison des projets: *31 octobre 1961.*